

Henrik Lode

Laotse im  
Schlaraffenland







periplaneta

# Leseprobe für den Literaturpreis „Das Debüt 2018“

HENRIK LODE: „Laotse im Schlaraffenland“

1. Auflage, August 2018, Periplaneta Berlin, Edition Periplaneta

© 2018 Periplaneta - Verlag und Mediengruppe

Inh. Marion Alexa Müller, Bornholmer Str. 81a, 10439 Berlin

[www.periplaneta.com](http://www.periplaneta.com)

Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck, Übersetzung, Vortrag und Übertragung, Vertonung, Verfilmung, Vervielfältigung, Digitalisierung, kommerzielle Verwertung des Inhaltes, gleich welcher Art, auch auszugsweise, nur mit schriftlicher Genehmigung des Verlags.

Die Handlung und alle handelnden Personen sind erfunden. Jegliche Ähnlichkeit mit realen Personen oder Ereignissen wäre rein zufällig.

Lektorat: Sarah Strehle ([www.lektorat-strehle.de](http://www.lektorat-strehle.de))

Cover: Marek Lode ([www.mareklode.de](http://www.mareklode.de))

Satz & Layout: Thomas Manegold ([www.manegold.de](http://www.manegold.de))

Gedruckt und gebunden in Deutschland

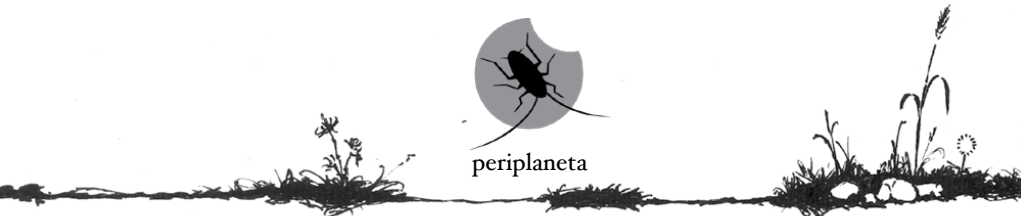
Henrik Lode

# Laotse im Schlaraffenland

Roman



periplaneta





## 1. Wursttheke

Patrick Vernier stolperte durch Berlin. Links die erste Morgenröte, rechts das leere Bier. Er warf die Flasche auf die Straße, lief gegen eine Ampel und wusste nicht, wo er war.

Noch fünf Stunden bis zum Meeting.

Start-up? Sieh an, hatte Jens beim Casting gesagt. Und was genau mache er da?

Wildfleisch-Marketing, das mache er.

Lieblingsorte?

Vegetarier.

Und dann Fleischhandel?

Patrick bog links ab, dann rechts, dann wieder links. Dumme Frage – da ist die Tür, so hätte es laufen sollen. So sollte es im Leben immer laufen.

Hinter einer bekotzten Hecke schlief ein Obdachloser. Viertel nach vier, das Meeting um neun. Patrick überstieg einen Rest Fahrrad und trat in Hundescheiße. Die Stadt war überall gleich: besoffen, vermüllt, vollgeschissen.

Und Jens als Krönung. Fleisch verkaufen, ging es gestern von Neuem los, ohne Fleisch zu essen?

Patrick hatte nur leise geseufzt. Scheinbar nicht leise genug.

Ein Metzger, sagte Jens, müsse wissen, wovon er spricht.

*Fileto* sei ein Preisvergleich und keine Wursttheke.

Bei Aldi, sagte Jens, geb's grad Rehrücken im Angebot.

Onlineauswahl. Metasuche. Das sei das Neue.

Jens hatte milde gelächelt. Das Alte schmecke ihm gut genug.

Das Alte sei was für Alte.

Liege trotzdem schon im Kühlschrank.

Vegetarier, hatte Patrick geknurrte und sich in sein Bett verzogen. Tür zu, Füße hoch, Licht aus. Bis heute Morgen, kurz nach acht.

Patrick im Tiefschlaf, Jens im Handtuch. Mitten im Zimmer, ohne zu klopfen.

Da lägen überall Haare im Bad.

Könnten weg.

In einer WG, sagte Jens, müsse man Rücksicht nehmen.

Hauptmieterhaare, sagte Patrick, dürften auch mal liegenbleiben.

Vor einer Woche war Jens eingezogen, seit einer Woche wünschte Patrick ihn sich auf den Mond. Oder zumindest zurück auf den Wohnungsmarkt.

Vor einem Hoftor blieb er stehen und betrachtete die Klingelschilder. Die Hälfte mit mehreren Namen, der Rest osmanisches Kauderwelsch. Neukölln, dachte Patrick, gehörte echt verboten.

Kurz nach neun betrat er mit pochendem Schädel den Konferenzraum. *Weekly Meeting* laut Firmenkalender. Er unterdrückte vergastem Bier und setzte sich neben's Fenster.

Ob der Chef nun noch komme, fragte jemand.

Wohl Homeoffice, antwortete ein anderer.

Dann sei die Besprechung auf morgen vertagt.

Patrick gab die Unterdrückung auf und ging zurück an seinen Platz. Chef müsste man sein. Er betrachtete das leere Büro, hörte die Kollegen am Kickertisch und öffnete sein Postfach: *Jetzt teilnehmen! Gewinne ein Grundeinkommen und sei dein eigener Boss!*





## 2. Überschuss

Als Herbert Hansen das erste Mal vom Grundeinkommen hörte, lag er vor dem Fernseher und schnitzte einen Totempfehl. Der Wind in den Vorhängen vertrieb die Hitze des Tages, irgendwo unterhielten sich Kühe.

Martin Bärenreiter verlose zwölftausend Euro, sagte die Moderatorin. Ein Jahr lang, tausend Euro pro Monat, steuerfrei und ohne Gegenleistung.

Herbert pustete Späne von seinem Arm und betrachtete den Bildschirm.

Auch er selbst lebe von einem solchen Betrag, berichtete Bärenreiter. Dadurch sei er freier und motivierter als je zuvor.

Was denn nun, murmelte Herbert und tauschte das Messer gegen ein Weinglas. Frei oder motiviert? Seit vier Jahren besaß er eine Holzwerkstatt, schnitzte Figürchen, staubte sie ab, restaurierte gelegentlich einen Schrank. Gegen Freiheit gab es nichts zu sagen, gegen Motivationen half Hartz IV.

Ein bedingungsloses Grundeinkommen schaffe neue Potentiale, erklärte Bärenreiter. Freie Menschen mit gesicherter Existenz. Die würden *gern* arbeiten. Arbeiten, weil sie *wollten*, nicht, weil sie *müssten*.

Herbert gähnte. Am Montag hatte er seinen Quartalsbericht verschickt. Nächste Woche würde die Einladung zum Gespräch folgen. Alle drei Monate die gleiche Prozedur. Herberts Arbeitsvermittler trug gebügelfaltete Hemden und eröffnete jedes Treffen mit dem gleichen Spruch: Dass man das Wort *Überschuss* ja wohl aus der Überschussrechnung streichen könne.

Herbert nickte dann in aller Regel und erinnerte an Marx. Angebot und Nachfrage.

Es folgten ein teilnahmvoller Blick und der Verweis auf den Stellenmarkt. Selbstständigkeit in Ehren, aber schließlich könne nicht jeder, wie er wolle.

Gute Arbeit bedürfe der Sicherheit, erklang wieder Bärenreiters Stimme aus dem Fernseher. Der Hingabe. Der Motivation. Ohne Zwang, ohne Angst, ohne Druck. Daher gelte es, Einkommen und Arbeit zu entkoppeln.

Entkoppeln, dachte Herbert und blinzelte zum Fenster. Im Anhänger lag das Bauholz für Schinkes Weidezaun. Sechzig Kant-hölzer, neunzig mal neunzig, Kiefer, sägerau. Ohne Abdeckung. Der Wetterbericht hatte Regen versprochen.

Drei Grundeinkommen seien bereits verlost, sagte die Moderatorin, jetzt gehe es um Nummer vier und fünf. Bis morgen könne sich jeder registrieren.

*Registrieren*, waberte es noch durch Herberts Hirn, dann begann er zu schnarchen und spendierte sein Glas Wein dem Teppich.

Tags darauf war in Sonthofen Stadtfest. Als Herbert das Haus verließ, wartete Bauer Schinke schon am Kuhmilchfass.

Frühschoppen, erklärte der Bauer und dirigierte seinen Mieter in die Waschküche. Schließlich sei heut Stadtfest.

Und da geb's genug zu trinken, wehrte Herbert ab.

Als er zwei Schoppen später mit schwerem Kopf und leichtem Schritt den Marktständen auswich, war er mindestens so voll wie die Innenstadt. Überall Gedränge, Gelächter und Bier. Es war heiß, sogar für Juli. Wer konnte, saß im Schatten und trank.

Herbert streifte eine Laterne und hielt sich an einem Ballonverkäufer fest. Neben der Haupttribüne traf er seinen besten Freund Gunther vor einem Stehtisch.

Na denn, sagte Gunther und hob seine Mass.

Prost, sagte Herbert.

Strauss, verkündete ein Mann mit Paillettenhut von der Bühne. Als kleines *Grüß Gott* der Dietmannsrieder Schallmeien.

Zwei Damen mit Dauerwelle saßen auf Plastikstühlen und klatschten.

Der Paillettenhut drehte sich zur Kapelle und hob seinen Taktstock.

Was Gunther tun würde, wenn ihm jemand Geld fürs Nichtstun gäbe, rief Herbert gegen die einsetzenden Schallmeien an.

Nichts, rief Gunther zurück. Sonst gäbe es ja das Geld nicht.

Die Dietmannsrieder versuchten sich an *Wiener Blut*. Die Dauerwellen versuchten zu schunkeln. Ein kleiner Junge stand vor der Bühne und hielt sich die Ohren zu.

Herbert schüttelte den Kopf. Er meine eher so was wie bezahlte Freizeit.

Bezahlte WAS? Gunther betrachtete stirnrunzelnd die Tribüne. Er kenne das irgendwie anders.

FREIZEIT, schrie Herbert.

Gunther nickte. Das sei nämlich eigentlich mit Streichern.

Womit?

STREICHER, rief Gunther und klemmte sich eine imaginäre Geige unters Kinn.

Auf der Bühne schalmeite sich die Kapelle von einem Crescendo ins nächste.

Herbert stellte Gunthers Mass ab und wischte sich den Schweiß von der Stirn. Jedes Jahr das Gleiche. Jedes Jahr ließ er sich überreden, kam hier her und wollte nur noch weg. Allgäu schön und gut, und die Berge und so, und das Bier und der Bauernhof und der Ausblick vom Balkon. Aber musikalisch war der Süden ein Reinfall.

Gunther bohrte in der Nase und schien den Lärm nicht zu hören.

Herbert deutete über seine Schulter. Er müsse was erledigen. Im Internet. Und ob man sich den Radau nicht ersparen wolle.

Eine halbe Stunde später saßen sie bei Gunther vorm PC und klickten auf Martin Bärenreiters Website herum.

Es gebe da übrigens einen Job, sagte Gunther und zwirbelte seinen Bart.

*Name, Adresse*, murmelte Herbert.

Über Eisele.

Eisele, wiederholte Herbert und verschrieb sich. Eisele – der Bestatter?

Genau der.

*Was würdest Du tun, wenn Du plötzlich ein Grundeinkommen hättest?*

Buddeln, sagte Gunther.

Buddeln?

Urlaub machen, schlug Gunthers Frau Marie vor.

Herbert hielt die Hände über der Tastatur und sah aus dem Fenster. Winzige Wölkchen standen vor dem blauen Himmel, ab und an zwitscherte ein Vogel. In seinem Kopf noch immer Schalmeien.

Montag, sagte Gunther, in Bad Hindelang.

Oder ausschlafen, sagte Marie.

Dienstag sei nämlich schon Beerdigung.

Beerdigung, murmelte Herbert. Oder ausschlafen.

Man könnte alles tun, dachte er. Alles tun oder alles lassen. Er rückte die Tastatur zurecht, knackte mit den Fingerknöcheln und entschied sich für *Nichts*.



### 3. Haftnotiz

Kreuzberg, zweiunddreißig Quadratmeter, siebenhundert Euro. Friedrichshain, neunundzwanzig Quadratmeter, sechshundert Euro. Dazu meist Grundrisse im Modellbauformat. Patrick seufzte. Günstigeres gab's höchstens in Moabit oder in der Platte. Er löschte ein paar Mails und gähnte. *Nie wieder Mitbewohner*, hatte nach zwanzig Jahren Kinderzimmer und fünf Jahren Studentenheim sein Vorsatz gelautet. Dem Berliner Mietspiegel war das egal gewesen. In weniger als einem Jahr hatte die Hauptstadt Patricks komplette Ersparnisse verbraucht. Fünfhundertneunzig Euro kosteten die zwei Zimmer in Neukölln. Also war Jens eingezogen. Ein Fehlgriff, keine Frage.

Missmutig betrachtete Patrick das entvölkerte Büro. Summende Laptops im Ruhemodus, vor dem Fenster ein paar Tauben. Der Chef arbeitete im Homeoffice, die Kollegen bearbeiteten den Kicker. Patrick schnippte einen Popel zur Seite und öffnete die nächsten Inserate. Adlershof, sechsunddreißig Quadratmeter, fünfhundertfünfzig Euro. Treptow, siebenunddreißig Quadratmeter, fünfhundertachtzig Euro. Was Eigenes war unerschwinglich. Jens musste trotzdem weg. Lieber eine Frau. Am besten solo, gern mit Titten.

Der Posteingang verkündete neue Mails. *Initiative Grundeinkommen: Du hast gewonnen!* Zum Telefonieren ging Patrick aufs Klo.

Es habe, sagte Martin Bärenreiter, schon alles seine Richtigkeit. Und dass man Herrn Werner herzlich gratuliere.

Vernier, sagte Patrick.

Der Festakt sei am Wochenende, in München, Waisenhausstraße.

Patrick dachte an seine Eltern und hustete ein wenig. Er könne leider nichts versprechen.

Die Gesundheit, sagte Bärenreiter, gehe natürlich vor. Und ob Herr Verjé eine kurze Stellungnahme abgeben würde. Für die Pressemitteilung.

Ver*ni*-er, sagte Patrick gedehnt. Mit *N, I, E.* Französisch ausgesprochen.

Gewiss.

Es entstand eine Pause.

Natürlich, fügte Bärenreiter hinzu, stehe es jedermann frei, sich zu äußern. Der Gewinn bleibe selbstverständlich unberührt.

Stressabbau, sagte Patrick, im Rahmen beruflicher Neuorientierung. Womöglich Unternehmensgründung.

Fünf Minuten später fuhr er den Rechner herunter, packte seine Sachen und erleichterte den Kühlschrank um zwei Bier. Dann schrieb er seine Kündigung auf eine Haftnotiz und klebte sie dem Chef an den Bildschirm.



## 4. Steinzeit

Als das Handy klingelte, stand Herbert in einem Grab und setzte sich mit Gunthers Spitzhacke und betonhartem Lehm auseinander.

Herzlichen Glückwunsch, hörte er Martin Bärenreiter durch die Leitung rufen. Und ob Herr Hansen seine Mails nicht lese.

Herbert warf die Hacke beiseite und stieg aus der Grube. Der Schinke, keuchte er, der halte nichts vom Internet.

Die Preisverleihung sei jedenfalls am Samstag. Und das Geld komme ab nächsten Monat.

Man müsse die Toten trotzdem wieder bestatten, sagte Gunther, als Herbert aufgelegt hatte und für Schnaps plädierte. Genau da, wo sie sich schon warmgelegen hätten.

Der Knochenhaufen neben der Grube reichte locker bis zur Steinzeit.

Vielleicht in die Gartenabfälle?

*Bestatten*, wiederholte Gunther. Oder ob der Herr jetzt streike, wo er reich sei.

Herbert ergriff einen Knochen und drehte ihn in den Händen. Seine Eltern lagen in Hamburg, die Oma bei Köln, der Opa vermutlich in Stalingrad. Was kümmerte es die Toten, wo sie verroteten? Hauptsache, im Leben lag man richtig.

Fünfzehn Minuten später hielten sie in einer Gasse hinter einem Fleischwarengeschäft. In der Auffahrt zwei graue Abfalltonnen.

Es sei ein wenig riskant, sagte Gunther und lauschte nach Stimmen im Vorderhaus.

Herbert kurbelte sein Fenster herunter. Die Sonne schien, der Motor knackte, die Gasse war menschenleer. Den Koch, flüsterte er, bestatte man am besten unterm Herd.

Den Koch? Wieso den Koch? Gunther betastete seinen Bart. Und überhaupt, die Studentenweisheiten –

Überhaupt, zischte Herbert, habe er genug gegraben.

Eine Katze kam aus einem Vorgarten und legte sich auf die  
Fahrbahn.

Außerdem gehe es um Schnaps. Herbert stieg aus und hievte  
den Müllsack vom Rücksitz.

Im Vorderhaus erklang leises Gelächter.

Gunther seufzte und stieg ebenfalls aus.

Die Katze lag auf dem Asphalt und rieb sich schnurrend die  
Nase.





## 5. Dialektik

Selbstbestimmung, Freiheit, Autonomie. Die Grundpfeiler der Hingabe. Martin Bärenreiter stand auf verschraubten Europaletten, an der Wand sein Abbild im Livestream. Etwa dreißig Gäste warteten auf Klappstühlen, zwei Journalisten fotografierten.

Herbert saß seitlich der Paletten und blinzelte in die Scheinwerfer. Drei Stunden zuvor war er am Hauptbahnhof aus dem Zug gestiegen und hatte sich leicht und beschwingt gefühlt. Ihm waren Wanderungen eingefallen, die es zu absolvieren gab, Bücher, die er schon immer hatte lesen wollen, Schätze, die sich in der Allgäuer Erde verbargen. Er hatte vor sich hin gepiffen, einer Frau mit ihrem Kinderwagen geholfen und am Brezelstand Trinkgeld gegeben.

Jetzt umklammerte seine Hand die Hosennaht, nervös betrachtete er das Publikum. Das letzte Mal vor so vielen Leuten war im Studium gewesen und mehr als zwanzig Jahre her. Damals ging es um Philosophie. Da sagte man einfach, was man dachte und schob es im Zweifel auf die Dialektik. Heute ging es ums Geld. Und um Pläne. Nichts für Philosophen.

Martin Bärenreiter dagegen genoss seinen Auftritt. In majestätischem Einklang hatten der Livestream und er sich dem Stuck zugewandt. Hingabe, wiederholten die zwei. Hingabe an eine Tätigkeit, eine Aufgabe, einen Daseinszweck. Die Arbeit um der Arbeit willen, Beruf als Berufung. Nicht das Geld motiviere den Menschen, nicht der Druck, nicht die Angst um das Auskommen. Bärenreiter fixierte das Publikum. Nein, wahre und echte Motivation entstehe einzig und allein aus der Hingabe. Und nur hier, rief er und legte sich die Hand aufs Herz, könne wahre Hingabe gedeihen. Finde der Mensch zu wirklichem Engagement. Entspringe echte Leidenschaft.

Herbert zupfte an einem Nasenhaar und nieste.

Bärenreiter ließ die Hand sinken. Das Problem, sagte er, sei

ein System basierend auf Zwang. Denn der Zwang sei der Feind der Freiheit. Der Zwang sabotiere den modernen Menschen. Er nickte. Doch ein bedingungsloses Grundeinkommen schaffe ihn ab, den Zwang. Ein bedingungsloses Grundeinkommen eröffne Spielräume, schaffe eine Gesellschaft ohne Ausbeutung, ver helfe zu Chancengleichheit und Gerechtigkeit. Ein System der Harmonie und des Vertrauens.

Bärenreiter vollführte eine raumeinnehmende Geste, zog Herbert vom Stuhl hoch und legte ihm die Hand auf die Schulter. Ein System, fuhr er fort, das jeden Einzelnen von uns befähige, in Freiheit zu leben und selbstbestimmt zu handeln. Ein System, in welchem die Menschen arbeiteten, weil sie *wollten*, nicht, weil sie *müssten*.

Bravorufe wurden laut. Die Mehrzahl der Anwesenden erhob sich klatschend von den Sitzen. Bärenreiter lächelte und nickte. Herbert schwitzte und sah aus dem Fenster.

Als der Applaus verebbt war, meldete sich ein glatzköpfiger Journalist mit rosa Schlips zu Wort. Was Herrn Hansens Pläne für das kommende Jahr seien.

Man müsse sich das gut überlegen, das mit dem Geld, stotterte Herbert. Und mit der Zeit. Und den ganzen Möglichkeiten.

Nichts, sagte der Glatzkopf.

Nichts?

Seine Onlineantwort.

Herbert schwieg.

Der Glatzkopf seufzte. Auf die Frage. Was er tun würde. Mit dem Geld. Wenn er nicht mehr arbeiten müsste.

Na ja, sagte Herbert. Zumindest für den Anfang.

Der Glatzkopf räusperte sich. Andere wollten reisen, spenden, Projekte verwirklichen, Bücher lesen, die Gedanken schweifen lassen. Aber *nichts*?

Jedenfalls nicht mehr oder weniger nichts, als er schon jetzt nichts machen würde.

Der Reporter hielt seinen Stift über den Notizblock und schien

auf etwas zu warten.

Glaube man Laotse, fügte Herbert hinzu, sei das Nichtstun eine ziemliche Herausforderung.

Bärenreiter bedachte ihn mit einem misstrauischen Blick.

Der Glatzkopf setzte den Stift an, überlegte kurz und setzte ihn wieder ab.

Wo der andere Gewinner bleibe, rief Reporter Nummer zwei.

Patrick Werner sei krank, verkündete Bärenreiter und setzte ein Gesicht auf, als habe er besagte Krankheit höchstselbst entdeckt, erforscht und diagnostiziert. Zudem mache Stress im Job eine Anreise unmöglich.

*Werner krank vor Stress*, notierte der Glatzkopf.

Doch genau darum gehe es hier, rief Bärenreiter. Um den finanziellen Zwang, die tägliche Belastung. Das gestörte Verhältnis zwischen Mensch und Arbeit.

*Werner gestört*, notierte der Glatzkopf. *Durch Zwang und Belastung.*

Freiwillig müsse man ans Werk gehen, schaffen aus eigenem Antrieb. Bärenreiter hielt sein Smartphone in die Höhe. Auch bei Herrn Werner wecke das Grundeinkommen neuen Ehrgeiz. Wie man aus Berlin höre, stehe eine Unternehmensgründung kurz bevor.

Was dem denn fehle, fragte Journalist Nummer zwei.

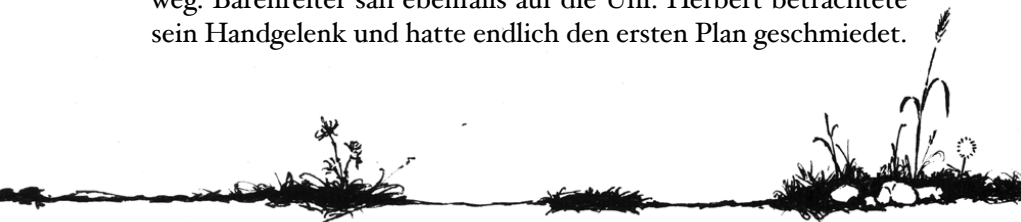
Darauf komme es doch gar nicht an.

Und ob sich Herr Hansen auch schon mal krank gearbeitet habe.

Beim Hobeln, sagte Herbert, seien vor Jahren Späne in sein Auge geflogen.

Bärenreiter warf ihm einen weiteren misstrauischen Blick zu.

Der Glatzkopf sah auf seine Uhr und steckte den Notizblock weg. Bärenreiter sah ebenfalls auf die Uhr. Herbert betrachtete sein Handgelenk und hatte endlich den ersten Plan geschmiedet.



## 6. Schokolade

Am Donnerstag saß Martin Bärenreiter im Büro und bereitete einen Newsletter vor. Fotos der Preisverleihung, ein Artikel aus der *Münchner Südstimme*, Verlinkungen zu seiner Homepage. Im März war die Website online gegangen, einhundertvierundachtzig Personen hatten sich bislang für den Newsletter registriert. Hinzu kamen fünf Gewinner, drei Mitarbeiter, siebzehn Journalisten und seine Mutter.

Martin Bärenreiter war in einer Unternehmerfamilie groß geworden. Schon früh hatte der Vater ihn auf die Tischkante gesetzt und über Kapital und Investment gesprochen. Während andere Kinder Cowboy und Indianer spielten, saß Martin vor einem Plastiktelefon und duellierte sich mit imaginären Wertpapierhändlern. Immer auf den eigenen Füßen stehen, hatte Bärenreiter senior ihm eingeschärft. Als Arbeitnehmer sei man Sklave, als Selbstständiger der Chef. Der eigene Weg aus eigener Kraft, darauf komme es an.

Martin hatte aufmerksam gelauscht, ein Einser-Abitur geschrieben und in München mit BWL begonnen. Dann war ihm ein Buch von Götz Werner in die Quere gekommen.

Man müsse, zitierte er daraus eines Abends, Arbeit und Einkommen trennen.

Man müsse, sagte die Mutter, essen, bevor es kalt werde.

Der Vater drehte das Buch in den Händen und schüttelte den Kopf. Sein Sohn, der Kommunist. Eine Schande!

Das sei nicht kommunistisch, sondern liberal. Und dass er kommendes Semester zur Soziologie wechsele.

Soziologie? Der Vater schlug mit der Faust auf den Tisch. Und die Firma, die Tradition, die Familie? Fünfunddreißig Jahre habe er geschuftet. Und wofür?

Für den eigenen Weg, sagte Martin. Aus der Sklaverei. Mit den eigenen Füßen.

Die Ohrfeige verfehlte Martins Wange und exekutierte die Salatschüssel. Ilse Bärenreiter begann zu weinen. Martin ergriff das Buch, verschwand und ließ ein Jahr lang nichts von sich hören. Als er zurückkehrte, hatte der Vater den Chefsessel durch einen Golfclub ersetzt und bei einem Par-vier-Abschlag einen Herzinfarkt erlitten.

Geblichen waren eine dünnhäutige Mutter und ein dickes Erbe. Seinen Pflichtanteil ließ sich Martin als monatliches Einkommen von eintausend Euro auszahlen. Ganz im Sinne der Initiative. Weitere vierhundert Euro gingen an die Ex-Freundin.

Bärenreiter war sechsundzwanzig gewesen. Als wolle man ein Stück Schokolade nicht zerbeißen, hatte er den fehlgeschlagenen Coitus interruptus zu erklären versucht. Aber zum Glück gebe es ja Mittel und Wege. Doch von Schokoladen oder Wegen wollte die Freundin nichts wissen. Sie hatte sich die Tränen weggewischt, nach dem Datum gefragt und mit ihrem Zyklus argumentiert.

Martin Bärenreiter klickte auf *Senden*, dann öffnete er seinen Bankaccount. Vierhundert Euro. Jeden Monat. Man hätte *ihm* die Befruchtungsprognosen überlassen sollen.



## 7. Kommafehler

Patrick ignorierte die Links zur Website und lud die Fotos herunter. Bärenreiter frontal auf der Bühne. Bärenreiter von schräg rechts. Bärenreiter und ein Kerl in Cordhosen. Die Cordhose allein. Hipster auf Klappstühlen.

In der Küche briet Jens Schnitzel. Patrick schloss seine Zimmertür, verschob die Bilder in den Papierkorb und öffnete den angehängten Artikel.

### **GELD OHNE ARBEIT: MÜNCHNER INITIATIVE VERSCHENKT 24.000 EURO**

*München* – Was wäre, wenn man für sein Geld nicht mehr arbeiten müsste? Herbert Hansen (44) aus Sonthofen und Patrick Werner (27) aus Berlin haben jetzt ein Jahr Zeit, diese Frage zu beantworten. Ihnen schenkt die Münchner *Initiative Grundeinkommen* je 12.000 Euro, ausgezahlt als steuerfreie Grundsicherung von 1.000 Euro monatlich.

„Wer sich seine Arbeit aussuchen kann, ist motiviert und arbeitet effektiv“, erklärt Martin Bärenreiter, Gründer der Initiative, die Idee hinter seinem Projekt. Kreativen Köpfen wolle er Freiraum schaffen, damit sie sich in der Wirtschaft innovativ ausleben können.

„Nichts“ werde er mit seiner neugewonnenen Zeit anfangen, sagt dagegen Herbert Hansen, Tischler aus dem Allgäu. Dieses Unterfangen sei freilich kein leichtes, liege doch – gemäß den Lehren des Laotse – im sprichwörtlichen *Tun im Nichtstun* „eine ziemliche Herausforderung“.

Patrick Werner dagegen ist trotz stressbedingter Erkrankung voll und ganz dem Start-up-Spirit verpflichtet. Geschäftsprojekte werde er verwirklichen und schon bald sein eigenes Unternehmen gründen, lässt der Berliner in einer enthusiastischen Stellungnahme verlautbaren.

Wer gern selbst den Beispielen von Hansen und Werner folgen möchte, kann sich unter [www.initiative-grundeinkommen.de](http://www.initiative-grundeinkommen.de)

für die Verlosung der nächsten Einkommenspakete registrieren. „Immer mehrere Gewinner parallel“, sagt Martin Bärenreiter. „Ein kleiner Schritt in die richtige Richtung.“ Denn erst, wenn alle ein bedingungsloses Grundeinkommen hätten, ergebe die ganze Idee einen Sinn.

*Bruno Gwisdeck*

Patrick entschied sich für eine direkte Antwort. Zu Dank sei er verpflichtet, schrieb er Bärenreiter, für die Übersendung des aufschlussreichen Materials. Er zweifle allerdings, ob statt ihm, Patrick Vernier, nicht ein gewisser Herr Werner der richtige Adressat gewesen sei. Zudem bestärkten fragwürdige Diagnosen den dringenden Verdacht einer Verwechslung. Patrick schickte die Mail ab und trank einen Wodka.

Es liege nicht in seiner Verantwortung, schrieb Bärenreiter zurück, die Druckfahnen der Südstimme auf Kommafehler zu prüfen. Und ob Herr *Vernier* wegen falscher Rechtschreibung den Gewinn bereue.

Patrick besann sich im Rahmen zweier weiterer Wodkas und verzichtete auf die Fortführung der Korrespondenz.

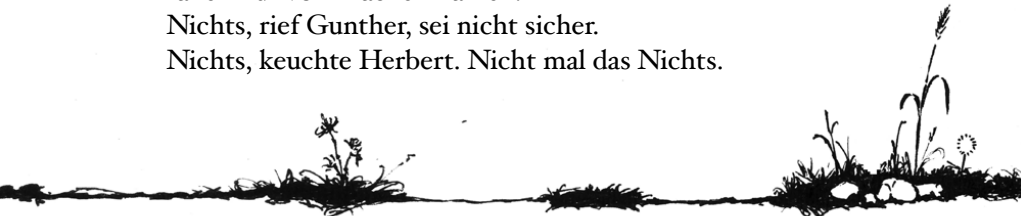
Herbert und Gunther hingen in Sonthofen vorm PC und hielten sich die Bäuche.

Ein Jahr Nichtstun sei nicht zu unterschätzen, prustete Herbert. Wer Herrn Hansen ins Nichts folgen möchte, könne sich jetzt registrieren, rief Gunther.

Marie lachte nicht. Unterschichtpresse sei das, und zwar von der übelsten Sorte. Da könne man nicht sicher sein, dass einem die Tränen nur vom Lachen kämen.

Nichts, rief Gunther, sei nicht sicher.

Nichts, keuchte Herbert. Nicht mal das Nichts.



## 8. Schafsleder

Am ersten August hob der erste Tausender Herberts Kontostand ins Plus. Er fühlte sich wie frisch gestärkt, als er so viel Geld bemerkt, fiel Herbert eine Zeile aus *Plisch und Plum* ein, als er gegen halb elf Gerstmayers Uhrengeschäft betrat. Eintausend Euro, das war nicht viel mehr, als das Jobcenter gezahlt hatte. Mit eintausend Euro, da kam man nicht um die Welt und nicht unter die Räder. Reichte zum Leben, ersparte das Amt und finanzierte eine neue Uhr.

Amüsiert betrachtete Herbert eine Wand voller Erzgebirgskunst. In seiner Wohnung gab es eine einzige Uhr. Sie hing neben der Küchentür, verdeckte ausgenieste Schaschliksoße und ging nur zweimal am Tag richtig.

Beeindruckend, nicht wahr, sagte der Verkäufer. Und was dem Herrn denn vorschwebe.

Eine Uhr, sagte Herbert und zuckte zusammen, als ein Gong ertönte und aus einem Türchen ein hölzerner Vogel hervorschoss.

Schwarzwälder Chalet, Regula. Mühlrad-Serie. Halbstündiger Wachtelschlag, ganzstündig Edelweiß. Ein Prachtstück!

Eine Uhr, wiederholte Herbert und hob den Arm, fürs Handgelenk.

Digital oder analog?

Herbert kratzte sich am Kinn.

Mit Zeigern oder Ziffern?

Zeiger, sagte Herbert, finde er wohl besser.

Der Verkäufer öffnete eine Vitrine und tischte eine silberfarbene Uhr mit schwarzem Armband aufs Glas. Pontos-Automatik von Maurice Lacroix. Gönn' sich keine Auszeit. Die perfekte Liaison aus Schlichtheit, Eleganz und Sport.

Die Uhr sah aus wie eine Uhr.

Wie oft man die aufziehen müsse, fragte Herbert.

Automatikuhren zögen sich ganz von selbst auf.



Ob das dann Geräusche mache. Zum Beispiel nachts.

Dem Verkäufer flatterten die Augenlider. Ein kugelgelagerter Rotor, dozierte er, der von Handbewegungen angetrieben werde, spanne die Feder völlig geräuschlos.

Interessant, sagte Herbert und befühlte das Armband. Nur dieses Muster.

Die natürliche Maserung der Alligatorenhaut. Der Verkäufer hob die Nasenflügel und wies auf zwei weitere Modelle. Rind und Schaf seien ebenfalls vorrätig.

Und der Preis?

Eintausenddreihundertneunzig Euro.

Für einen Moment herrschte Stille. Herbert blies die Wangen auf und rieb sich den Nacken.

Der Verkäufer hüstelte in seine Faust. Was der Herr denn zu investieren gedenke.

Als Herbert den Laden verließ, sprang sein Auto nicht an.

Eine halbe Stunde später stand er in Schinkes Waschküche und betrachtete winzige Schwebstoffe in einer trübroten Flüssigkeit.

Erdbeersauer, erklärte der Bauer.

Eigentlich wolle er sich nur kurz ein Fahrrad borgen, sagte Herbert.

Jaja, sagte Schinke. Sei aber ungeschwefelt und müsse weg.

Herbert trank einen Schluck und verzog das Gesicht. Sein Auto habe bei Geistmayer den Gerst, äh, den Geist, also ...

Gerstmayer, verbesserte Schinke und beäugte die Uhr.

Ein Chronograf. Mit Weckfunktion.

Er wache immer um halb sechs auf, sagte Schinke. Seit Jahren.

Die Bäuerin kam mit einem Korb Wäsche herein. Ob sie noch alle beisammen hätten. Der Wein sei doch grad erst abgezogen.

Da schau, sagte ihr Mann und wies auf Herberts Handgelenk, mit Weckfunktion.

Wozu Weckfunktion, rief Frau Schinke. Und dass ein gewisser Jemand ab sechs sowieso das ganze Haus wach huste.

*Halb* sechs, knurrte der Jemand und goss sich Wein nach. Seit Jahren!

Die Bäuerin hängt eine Unterhose auf die Leine. Was der denn gekostet habe, der Wecker.

Neunundsiebzig neunzig. Herbert leerte sein Glas und schüttelte sich heimlich.

Achtzig Liter Milch müsse sie dafür melken, rechnete Frau Schinke und wühlte in der Wäsche.

Im Abo, ergänzte der Bauer. Normal neunundsechzig.

Herbert schaute auf die Uhr und erinnerte an das Fahrrad.

Wenig später radelte er durch die Innenstadt. Die Sonne schien, es war heiß. Schwitzende Urlauber löffelten gigantische Eisportionen, am Marktbrunnen bespritzten Kinder die Vorbeilaufenden mit Wasser. Herbert klingelte und winkte. Niemand winkte zurück.

Gunther öffnete im Bademantel die Tür.

Ein Auto brauche er, erklärte Herbert, als sie in der Küche saßen. Es gebe doch sicherlich noch irgendwelche Kontakte. Von vor Hartz IV. Wo Gunther als Autoschlosser –

Und der Škoda?

Verreckt, bei Gerstmayer. Habe eh zum TÜV gemusst.

Gerstmayer?

Herbert seufzte. Neunundsiebzig neunzig. Mit Weckfunktion.

Gunther zog seinen Ärmel zurück. Seit über zehn Jahren laufe die jetzt. Vom Flohmarkt. Und er solle mal raten.

Vermutlich, sagte Herbert genervt, habe der Verkäufer noch was draufgelegt.

Gunther strich sich über den Bart. Drei Euro.

Was nun mit dem Auto sei.

Runtergehandelt von vier.

Am besten ein Kombi.

Zwei fünfzig seien auch drin gewesen.

Mit Anhängerkupplung.

Und das Armband sehe nicht so schwuppig aus.  
Das sei Schafsleder, sagte Herbert.  
Das sei weibermäßig, sagte Gunther.  
Ob er ihm nun helfe oder nicht.  
Gunther grinste und griff nach dem Telefon. Er wisse da jemanden. Alt, bisschen abgeschabt, aber ansonsten gut in Schuss.

Am Abend stiegen sie vor einem Fachwerkhaus nahe des Friedhofs aus dem Bus. Schwarze Tür, schwarzes Firmenschild, schwarz gerahmte Fenster vor schwarz gerahmten Gardinen.

Eisele stand in der Hofeinfahrt und scheuerte mit seiner Manschette an einem Ford Mondeo herum.

Der beste Totengräber unterm Weißwurstäquator, rief der Bestatter und schlug Gunther auf die Schulter. Dem mache er natürlich einen Freundschaftspreis. Tausendsiebenhundert.

Das Auto sei für seinen besten Kumpel, erklärte Gunther und kroch unter das Fahrzeugheck.

Hansen, sagte Herbert.

Tausendachthundert, sagte Eisele und reichte Herbert die Hand. Sie fühlte sich an wie ein zerschlissener Reifen.

Der habe auch mitgegraben, erklang es unter dem Auto hervor. Letztens. In Bad Hindelang.

Eisele nickte. Tausendsechshundert.

Warum er den verkaufe, fragte Herbert.

Nicht er verkaufe den, sondern seine Freundin. Neue Freundin. Und die könne ja nicht in so einer Familienkutsche rumfahren, wie sehe das denn aus. Schließlich sei sie nicht mit irgendwem zusammen, sondern mit Ringo Eisele. Und was es da zu feixen gebe.

Nichts, murmelte Herbert und setzte sich hinters Steuer. Der Innenraum bestand größtenteils aus Kaffeebechern und Zigarettenschachteln. Im Rückraum heruntergeklappte Sitze und ein auseinandergebautes Rennrad. Herbert schnippte gegen die Fahrradklingel und betrachtete den Tachometer.

Zweihundertfünfunddreißigtausend, sagte er. Der habe ja mehr runter als sein Octavia.

Eisele lachte. Sei auch ein Ami und kein Tscheche.

Und das Fahrrad?

Unverkäuflich. Der Bestatter schlug sich mit der Faust gegen die Brust. Einmal um den Bodensee, grölte er. Zweihundertsechzig Kilometer in dreizehn Stunden. So manchen jungen Spritzer habe er da abgehängt.

Gunther durchblättert das Inspektionsheft und hob unauffällig den Daumen.

Eins fünf also, sagte Herbert. Ein Jahr Garantie?

Gemacht, knurrte Eisele und nahm Herbert den Rennlenker aus der Hand. Aber er solle gefälligst an seinen eigenen Glocken spielen.



## 9. Nutzen

Am Samstag räumte Herbert seine Werkstatt auf. Lackreste, Verschnitt und ein Vogelhäuschen landeten im Müll. Einen Sessel und zwei Gartenzwerge stellte er auf die Straße. Schinkes Scheune war gratis, im Gegenzug half Herbert dem Bauern mit Reparaturen. Wie beim Weidezaun.

Herbert lud eine Jahresration Pfandflaschen in den Mondeo und betrachtete das feuchte Bauholz. Der Anhänger stand noch immer neben der Auffahrt. Sechzig Kanthölzer, neunzig mal neunzig, einige bereits mit einem Anflug von Moos.

Herbert stieg ins Auto und fuhr los. Und wenn schon. Der Zaun würde noch oft genug im Regen stehen.

Am Abend kam Gunther vorbei. Sie setzten sich in die Küche und tranken Bier. Herbert rieb sich die Hände. Der Frühjahrsputz sei längst überfällig gewesen.

Die Fenster, sagte Gunther, seien noch immer trübe. Und was ihn denn bislang abgehalten habe.

Geschäftliche Sorgen.

Gunther verschluckte sich beim Lachen und spuckte Bier auf den Tisch. Soweit er wisse, keuchte er, lägen die letzten Geschäfte Monate zurück.

Herbert nickte. Eben *das* habe ihm ja die Sorgen bereitet.

Klar doch.

Es gebe da nämlich ein Sprichwort. Wer nichts mache, mache nie Feierabend. Wie bei den Asylanten, die nie wüssten, wann sie abgeschoben würden.

Im Hof hörte man die Bäuerin nach ihrem Mann rufen. Von irgendwo antworteten Kühe.

Gunther stellte sein Bier auf den Tisch. Das meine er hoffentlich nicht ernst.

*Bereit sein* und *beschäftigt sein*, sagte Herbert, seien ein und dasselbe. Und ob er noch auf einen Sprung in die Stadt mitkäme.

Im *Bärbel-und-Bier* war es stickig und voll. Der Boden klebte von Getränken, aus den Lautsprechern schwappten Schlager. An der Bar stand Eisele, in der Linken ein Bier, in der Rechten den Tresen. Vor ihm drei Gläschen in Flammen, hinter ihm zwei Begleiterinnen in Pumps.

Herbert bestellte Weizen und betrachtete Eiseles Anhang. Eine von ihnen trug roten Lippenstift, dazu roten Lidschatten, der unter ihrem platinblonden Pony hervorleuchtete. Sie sah aus wie eine Wachsfigur. Die andere war gar nicht mal übel.

Es handle sich hier um den besten Totengräber unterm Weißwurstäquator, grunzte Eisele und reichte Gunther einen Sambuca. Den anderen da kenne er nicht.

Das sei doch Herbert Hansen, rief Gunther. Der mit dem Mondeo.

Mein Mondeo?, fragte der Platinpony.

Und in Bad Hindelang habe der auch mitgegraben.

Herbert tippte auf seinen Bierdeckel. Wofür noch das Geld ausstehe.

Der Bestatter winkte ab. Darum müsse man sich ja wohl keine Sorgen machen. Schließlich sei er nicht irgendwer, sondern Ringo Eisele. Und was es da zu grinsen gebe.

Nun ja, begann Herbert.

Wie die Beerdigung gelaufen sei, fiel ihm Gunther ins Wort.

Reiche Erben, teure Kiste, gerne wieder, brüllte der Bestatter und schlug dem Platinpony auf den Hintern. Wie der Schwanz in den Arsch habe der Sarg in die Grube gepasst.

Die Blondine versuchte, durch ihren Make-up-Verputz hindurch zu lächeln.

Herbert bestellte Sliwowitz. Vorausgesetzt, die Enkelinnen vom Ringo dürften schon so harte Sachen.

Die mit der Schminke schüttelte ernst den Kopf. Sie seien doch gar nicht verwandt. Die andere strich ihre Haare hinters Ohr und betrachtete Herbert amüsiert.

Eisele ließ den Tresen los und hielt dem Schreiner die Faust

vors Gesicht. Seine zweiundsechzig Jahre, rief er, würden ihn nicht davon abhalten, jemandem an Ort und Stelle die Fresse zu polieren.

Nutzen, sagte Gunther, als sie Stunden später die Straße entlangschlingerten.

Herbert rülpste. Nur die eine.

Beides Nutzen.

Das sei nicht sicher.

Es sei, wie es sei, lallte Gunther und blieb vor einem Gartentor stehen.

Verstehe er nicht, den klugen Spruch.

Gunther betrat schwankend das Grundstück und kehrte mit einem hölzernen Pflanzkübel zurück. Kein Wunder, ächzte er, als gescheiterter Philosoph.

Von wegen, rief Herbert. Er werde nämlich wieder anfangen. Ab Oktober, in –

Nicht so laut!

Ab Oktober, flüsterte Herbert. In München. Und was das mit dem Kübel werden solle.

Hochzeitstag. Gunther lief bis zur nächsten Ecke und stellte die Pflanze unter eine Laterne. Morgen, fünfzehn Jahre.

Fünfzehn Jahre? Na herzlichen Glückwunsch. Das Unkraut habe nicht mal Blüten.

Das sei bei Bambus so üblich.

Marie werde sicher weinen vor Glück.

Quatsch! Gunther umrundete den Kübel und zupfte gelbe Blätter von den Zweigen. Er schenke ihr Flugtickets, zwei Wochen Venedig. Der Topf sei nur zum Dranhängen.

Für ihn, sagte Herbert, sehe das aus wie Gestrüpp. Und ob er die kennen würde, die Braunhaarige. Die ohne Pony und Schminke.

Nutzen, knurrte Gunther und hievte sich den Bambus auf die Schulter. Alles. Beides. Nutzen.

## 10. Casting

Tagelang entwarf Patrick komplexe Szenarien, um Jens das Leben zur Hölle zu machen. Dann besann er sich auf eine bequemere Strategie.

Man könne ihn nicht einfach rauswerfen, schrie Jens.

Doch. Stehe so im Vertrag.

Jens erinnerte sich, dass sie den nur für die Meldestelle aufgesetzt hätten.

Was nichts an der Gültigkeit ändere. Patrick sank aufs Küchensofa und legte die Füße hoch. Außerdem brauche er Freiraum.

Er sei ein Arschloch, brüllte Jens.

Die Kündigungsfrist betrage zwei Wochen.

So könne man nicht mit Menschen umspringen.

So könne man in Ruhe nach einer neuen Bleibe suchen.

Jens schwor Rache und montierte Vorhängeschlösser an seiner Zimmertür. Anfang September ritzte er ein Kreuz in die Dielen und zog in eine Sechser-WG mit Ofenheizung.

Patrick verriegelte die Wohnung und holte sich auf dem Küchentisch einen runter. Dann inserierte er das Zimmer.

Zum WG-Casting erschienen etwa fünfzig Leute. Alle ranneten durcheinander, suchten nach Bier und blockierten das Klo. Neben der Eingangstür hatte Patrick Fragebögen ausgelegt. *Name, Alter, Einkommen, WG-Erfahrung, Zukunftspläne, Facebook-Adresse.*

Ob er hier wohne, fragte ihn ein kleiner Dicker mit Achselweißflecken bis zur Hüfte.

Patrick schüttelte den Kopf.

Ein seltsames Casting sei das, befand ein grünhaariges Mädchen. So schaffe man doch keine Basis für eine freundschaftliche Beziehung.

Patrick entschuldigte sich und ging zum Pinkeln auf die Straße.



Als er zurückkehrte, saß ein Typ mit Schwedenpulli an seinem Schreibtisch und blätterte in einem Fotoalbum. Erkannt, sagte er. Und es freue ihn –

Es kämen, unterbrach ihn Patrick, nur Mädels infrage.

Aber in der Anzeige habe nichts davon –

Was er denn meine, welchen Eindruck das mache.

Der Schwedenpulli warf das Album in den Papierkorb und verschwand.

Am Abend sichtete Patrick die Fragebögen. Ein Viertel ohne Facebook-Adresse, ein Viertel mit Zeichnungen von Hakenkreuzen oder Trauersmileys. Ein weiteres Viertel Männer. Blieben zwölf Frauen. Drei zu dick, drei *In einer Beziehung*, zwei ohne Profilfoto, eine mit Zahnsperre.

Patrick lud die restlichen drei zum Recall.

Das Casting, erklärte er, beschäme ihn zutiefst. Sein Ex-Mitbewohner habe es ohne Absprache in die Wege geleitet. Ein grauenhafter Typ, keinerlei Empathie. Schon der Fragebogen. Wie könne man nur! Als Basis einer freundschaftlichen Beziehung? Das Zusammenleben sei der blanke Horror gewesen.

Ende September zog Céline ein. Vierundzwanzig, französischer Akzent, Körbchengröße Doppel-D. Studierte tagsüber Grafikdesign und arbeitete nachts im *Schluck*. Patrick trug ihre Kisten in den zweiten Stock, versuchte sich an einer Quiche und sagte den ganzen Tag kein unfreundliches Wort.

Am Morgen darauf setzte er sich in die Küche und begann, einen Businessplan zu schreiben.

